

Hopewell.

Ich war erst neun Jahre alt.

Nein, nicht nur das.

Ich war neun und hatte Angst.

Was weiß man mit neun Jahren?, fragte er sich plötzlich. Wieder atmete er langsam aus, dann kannte er die Antwort. Man weiß nichts und gleichzeitig alles.

Jeffrey Clayton fühlte sich, als triebe ihm jemand eine Nadel in die Stirn. Nicht einmal der Alkohol konnte den pochenden Schmerz überdecken.

Es war eine Nacht wie diese, vielleicht nicht ganz so kalt, und es lag Regen in der Luft. Er dachte: Ich erinnere mich an den Regen, denn als wir gingen, spuckte er mir ins Gesicht, als hätte ich was Unrechtes getan. Der Regen schien all die wütenden Worte zu verschlucken, und er stand – nach so viel Gebrüll endlich stumm – in der Tür und sah uns hinterher.

Was sagte er noch gleich?

Jeffrey entsann sich wieder: »Ich brauche euch. Dich und die Kinder ...«

Und ihre Antwort: »Nein, das tust du nicht. Du hast ja dich.«

Und er hatte erwidert: »Ihr seid alle ein Teil von mir ...«

Dann hatte er die Hand seiner Mutter gefühlt, die ihn ins Auto schob und auf den Rücksitz drückte. Er wusste noch, dass sie seine kleine Schwester auf dem Arm trug, die weinte; sie hatten nicht genügend Zeit gehabt, mehr zu packen als ihren kleinen Rucksack, nur ein paar Kleider zum Wechseln. Sie hat uns in den Wagen geworfen, dachte er, und gesagt: »Blickt nicht zurück. Seht ihn nicht an«, und dann fuhren wir los.

Er hatte seine Mutter vor Augen. Das war die Nacht, in der sie alt geworden war, und die Erinnerung machte ihm Angst. Er sagte sich, er hätte keinen Grund zur Sorge.

Wir sind von zu Hause weggegangen, weiter nichts. Sie hatten einen Streit. Einen von vielen. Schlimmer als sonst, aber nur, weil es der letzte war. Ich habe mich in meinem Zimmer versteckt und versucht, nicht hinzuhören. Worüber haben sie sich gestritten? Ich weiß es nicht. Ich hab sie nie gefragt. Ich hab es nie erfahren. Nur dass es diesmal das Ende war, und das wusste ich. Wir sind in den Wagen gestiegen und losgefahren. Wir haben ihn nie wiedergesehen. Nicht ein einziges Mal.

Er nahm noch einen langen Schluck.

Na und? Eine traurige Geschichte, aber nicht ungewöhnlich. Eine zerrüttete Beziehung. Frau und Kinder gehen, bevor bleibender Schaden entsteht. Sie war tapfer. Sie hat das Richtige getan. Ihn hinter sich gelassen. Einen Schlusstrich gezogen. Neu angefangen, an einem Ort, wo er keinem von uns weh tun konnte. Gar nicht so ungewöhnlich. Richtet natürlich psychischen Schaden an, das weiß ich durch meine eigenen Studien und dank meiner eigenen Therapie. Aber irgendwann hat man es überwunden, alles überwunden.

Ich bin kein seelischer Krüppel.

Er sah sich in seiner Wohnung um. In der Ecke stand ein Schreibtisch, auf dem sich Papiere häuften. Ein Computer. Viele Bücher, wahllos in ein Regal gezwängt. Zweckmäßiges Mobiliar, nichts, dem man nachtrauern würde oder das sich nicht leicht ersetzen ließe, falls es gestohlen würde. An einer Wand hingen ein paar seiner Auszeichnungen und Diplome. Hier und da Reproduktionen von Klassikern der modernen Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts, darunter Warhols Suppendose und Hockneys Blumen. Sie brachten ein paar Farbtupfer ins Zimmer. Außerdem hatte er einige Kinoplakate aufgehängt – sie verbreiteten ein Gefühl von Action, das er mochte, da er sein eigenes Leben oft zu geruhsam fand und

ganz gewiss zu trist; aber er wusste nicht recht, wie er das ändern sollte.

Wie kommt es also, dass du in Panik gerätst, nur weil ein Fremder die Nacht erwähnt, in der du als Kind von zu Hause wegmusstest?

Er wiederholte noch einmal: Ich habe nichts Unrechtes getan. Jetzt fiel es ihm wieder ein. Sie hatte gesagt: »Wir gehen ...«, und das haben wir gemacht. Dann kam ein neues Leben, in sicherer Entfernung von Hopewell.

Er lächelte. Wir sind nach Südflorida gegangen. Genau wie die Flüchtlinge, die aus Kuba und Haiti dort stranden. Aus einer ähnlichen Diktatur geflohen. Ein guter Ort, um zu verschwinden. Wir kannten keinen Menschen. Hatten keine Angehörigen. Keine Freunde. Keinerlei Beziehungen. Keinen Beruf. Keine Schule. Es gab keinen einzigen der üblichen Gründe, um an einen bestimmten Ort zu ziehen. Keiner kannte uns, und wir kannten keinen.

Wieder fielen ihm die Worte seiner Mutter ein. Einmal – vielleicht einen Monat später? – sagte sie, hier würde er sie niemals suchen. Sie war ein Kind aus dem Norden und hasste die Hitze. Hasste den Sommer, besonders die drückende Schwüle der Südstaaten. Sie bekam davon Nesselausschlag und Asthmaanfalle, so dass sie schon bei der leisesten Anstrengung keuchte. Deshalb erzählte sie ihm und seiner kleinen Schwester: »Darauf, dass ich nach Süden gegangen bin, kommt er nie. Er wird glauben, ich wollte nach Kanada. Ich hab ständig von Kanada geredet ...« Und das musste als Erklärung genügen.

Er dachte an Hopewell. Ein Städtchen auf dem Lande, inmitten von Bauernhöfen – daran konnte er sich noch erinnern. Es grenzte an Princeton, das sich früher einmal einer ehrwürdigen Uni hatte rühmen können, bis um die Jahrtausend-

wende die Rassenunruhen in Newark außer Kontrolle geraten waren – als hätte man fünfzig Meilen den Highway hinunter ein Streichholz an die Lunte gehalten, so dass in der traditionsreichen Lehranstalt das Pulverfass explodierte und nach Brand und Plünderungen wenig übrig blieb. Außerdem kannte man den Namen der Stadt als Schauplatz einer berühmten Entführung, Jahre, bevor er geboren worden war. Aber wir sind weggegangen, rief er sich ins Gedächtnis. Und nie zurückgekehrt.

Er leerte das Glas Wodka in einem Zug. Mit einem Mal packte ihn eine trotzige Wut. Wir sind nie zurückgekehrt, wiederholte er drei-, viermal. *Also verpiss dich, Agent Martin.*

Ihm war nach einem zweiten Glas. Er fand es nicht gut, doch dann dachte er: Wieso eigentlich nicht? Diesmal goss er sich allerdings nur ein halbes ein und zwang sich, es in kleinen Schlucken zu trinken. Er beugte sich nach unten, fand das Telefon auf dem Boden und wählte zügig die Nummer seiner Schwester in Florida.

Das Telefon klingelte einmal, und er legte auf. Er rief sie nicht gerne an, wenn es nichts zu besprechen gab, und ihm wurde bewusst, dass er vorerst nichts als Fragen hatte.

Er lehnte sich zurück und stellte sich das kleine Haus vor, in dem sie einmal alle daheim gewesen waren. Es ist gerade Ebbe, dachte er, ich bin mir sicher. Das Wasser geht zurück, und man kann von der Küste aus hundert, nein, zweihundert Meter weit laufen und nach dem Lärmen des Leopardenrochens horchen, der in einem der Kanäle ungestüm in die Höhe springt, um mit einem lauten Klatschen im azurblauen Wasser zu landen. Das wäre schön. Noch einmal in den Upper Keys zu sein und im seichten Meer zu waten. Vielleicht ragte plötzlich irgendwo die Schwanzflosse einer Meeräsche aus den Wellen, in der sich das letzte Tageslicht spiegelte. Oder auch

die Finne eines Hais, der durchs flache Gewässer glitt, um leichte Beute zu machen.

Susan kannte die besten Stellen, und sie bekamen immer etwas an die Angel.

Als Kinder hatten Bruder und Schwester zusammen Stunden beim Fischen verbracht. Jetzt, wurde ihm bewusst, ging sie alleine.

Er schwelgte einen Moment in der Erinnerung an die sanfte, warme Dünung um die Beine, doch als er die Augen öffnete, sah er nichts weiter als die Aktentasche des Agenten, die er achtlos vor sich auf den Boden geworfen hatte.

Er hob sie auf und wollte sie quer durchs Zimmer schleudern, als er jedoch mit dem Arm ausholte, hielt er mitten in der Bewegung inne.

Er überlegte: *Was du da in der Hand hältst, ist nur ein weiterer Alptraum. Wäre schließlich nicht der erste, den du in dein Leben lässt. Was macht schon einer mehr oder weniger?*

Jeffrey Clayton lehnte sich wieder zurück, seufzte einmal tief und öffnete die billige Metallschnalle, mit der die Tasche verschlossen war.

Er zog drei braune Umschläge heraus, warf rasch einen Blick in alle drei und sah, dass jeder mehr oder weniger dasselbe enthielt und auch mehr oder weniger das, was er erwartet hatte; Tatortfotos, gekürzte Polizeiprotokolle sowie einen Autopsiebericht für jedes der drei Opfer. So fängt es immer an, dachte er. Ein Polizist mit ein paar Fotos, der glaubt, ich brauchte nur diese Bilder zu sehen und – Abrakadabra – ich weiß, wer der Mörder ist. Er seufzte laut, öffnete jedes Dossier und breitete den Inhalt auf dem Boden aus.

Kaum kamen die Fotos ans Licht, wusste er, weshalb der Fall Agent Martin zu schaffen machte. Drei verschiedene tote

Mädchen, alle, nahm er an, zwischen dreizehn und fünfzehn, alle mit ähnlichen klaffenden Schnittwunden am nackten Körper, alle post mortem in ähnliche Stellungen gebracht. Ein Rasiermesser?, war sein erster Gedanke. Ein Jagdmesser vielleicht? Jedes Mädchen lag mit dem Gesicht nach oben nackt auf der Erde, die Arme seitlich ausgestreckt. In dieser Stellung ließen sich Kinder gewöhnlich in Neuschnee fallen, um den Abdruck eines Engels zu formen. Er entsann sich, wie er selbst als Kind solche Figuren gezaubert hatte, bevor sie nach Süden zogen. Er schüttelte den Kopf. Eindeutig religiöse Symbolik, stellte er fest. Es war, als seien sie gekreuzigt worden, und das stimmte auf eine abstruse Art wohl auch. Er warf einen weiteren flüchtigen Blick auf die Bilder und sah, dass jedem Opfer der rechte Zeigefinger abgetrennt worden war. Er hatte den Verdacht, dass ihnen noch ein anderes Körperteil fehlte oder auch eine Strähne Haar. »Du verzichtest bestimmt nicht auf ein Souvenir«, sagte er laut zu dem Mörder, der in seinem Kopf unerbittlich Kontur annahm, so als säße er auf dem Sessel ihm gegenüber, erst schemenhaft, dann beinahe mit Händen zu greifen.

Er warf einen Blick auf die jeweilige Umgebung, in der die Leichen lagen. In einem Fall schien es ein Wald zu sein, und das junge Mädchen ruhte auf einer flachen felsigen Fläche. Die zweite sah nach Morast aus, mit dicht verschlungenen Kletten- und Rankenpflanzen. Nicht weit von einem Fluss, dachte Jeffrey. Im dritten Fall war es schwer zu sagen; wieder schien es sich um eine ländliche Gegend zu handeln, doch das Verbrechen hatte offensichtlich Anfang Winter stattgefunden; rund um die Leiche lag hier und da frischer Schnee, der nur teilweise weggeschmolzen war. Auf der Suche nach Blut sah er sich diese Partien genauer an, fand jedoch kaum Spuren. »Du hast sie also erst in deinen Wagen gepackt, nachdem du

sie getötet hast, was?« Er schüttelte den Kopf. Das stellte natürlich ein Problem dar. Es war immer leichter, einen Leichenfundort auszuwerten, wenn er zugleich der Tatort war. Leichen, die weggeschafft worden waren, stellten die Ermittler grundsätzlich vor Probleme.

In Gedanken versunken stand er auf und kehrte in die Küche zurück, wo er sich noch ein Glas Wodka eingoss. Wieder nahm er einen langen Zug und nickte, als er das angenehm leichte Gefühl im Kopf spürte. Mit einem Schlag war ihm bewusst, dass seine Kopfschmerzen verflogen waren, und er kehrte zu dem Beweismaterial auf dem Boden des kleinen Wohnzimmers zurück.

Er führte weiter Selbstgespräche in einer Art Singsang, so wie ein Kind, das allein in einem Zimmer spielt: »Autopsie, Autopsie, Autopsie. Wette zwanzig Mäuse, dass die Mädels alle samt post mortem vergewaltigt wurden und dass du nicht ejakuliert hast, mein Freund, hab ich recht?«

Er fand die drei Berichte und blätterte sie durch, bis er den Vermerk des Pathologen hatte, nach dem er suchte.

»Ich gewinne«, stellte er laut fest. »Zwanzig Mäuse, zwei Zehner, zwanzig Piepen, Kinderspiel. Volltreffer, wie immer.«

Er nahm noch einen Drink.

»Falls du ejakuliert hast, dann, als du sie getötet hast, richtig? Denn da gehst du richtig ab, das ist der Moment für dich. Der Lichtmoment? Eine gewaltige Explosion, die hinter deinen Augen aufbrandet, bis in die letzten Winkel deines Hirns, deiner Seele? Eine Art Verzückung, ganz und gar unglaublich, dass du von Ehrfurcht ergriffen bist?«

Er nickte. Er sah sich im Zimmer um, deutete auf einen leeren Sessel und sprach, als hätte der Mörder gerade den Raum betreten: »Willst du dich nicht setzen? Mach's dir bequem!« In Gedanken formulierte er eine Personenbeschreibung. Nicht

allzu jung, dachte er. Irgendwie unauffällig. Weiß. Wirkt nicht bedrohlich. Vielleicht eher wie ein Schlappschwanz oder Trottel. Auf jeden Fall ein Eigenbrötler.

Er musste lachen, als sich der Mörder, der ihm gegenüber saß, Stück für Stück zusammenfügte, denn er beschrieb nicht nur einen typischen Serienmörder, sondern auch sich selbst. Er unterhielt sich weiter mit dem gespenstischen Besucher, und seine Stimme nahm einen sarkastischen, etwas müden Tonfall an.

»Weißt du was, Kumpel? Ich kenne dich. Ich kenne dich sogar gut, hab dich schon ein Dutzend Mal, was sag ich, hundertmal gesehen. Ich hab dich vor Gericht gesehen. Ich hab dich in deiner Gefängniszelle befragt. Ich hab eine ganze Latte an wissenschaftlichen Untersuchungen mit dir angestellt, deine Größe, dein Gewicht, deinen Appetit taxiert. Von Rorschach- und Minnesota-Multiphasen- bis zu IQ- und Blutdruck-Tests – das ganze Programm. Ich hab dir Blut abgezapft und deine DNA analysiert. Verdammt, ich war sogar nach deiner Exekution bei deiner Autopsie dabei und hab Gewebeproben von deinem Hirn unter dem Mikroskop gehabt. Ich kenne dich wie meine Hosentasche. Du hältst dich für einmalig und allmächtig, aber, tut mir leid, mein Junge, das bist du nicht. Du hast dieselben gottverdammten Neigungen und Perversionen wie tausend andere von deinem Schlag. Es gibt tausend Fallstudien, die dich beschreiben. Du geisterst durch beliebte Unterhaltungsromane. In der einen oder anderen Form läufst du schon seit Jahrhunderten herum. Falls du dich wirklich für was Besonderes hältst und dir einbildest, du hättest dämonische Kräfte, dann liegst du verdammt daneben. Du bist ein Klischee. So banal wie ein Schnupfen im Winter. Das hörst du nicht gerne, stimmt's? Da meldet sich diese wütende Stimme in dir und fängt an zu geifern und alle mög-

lichen Forderungen auszuspucken. Hab ich recht? Am liebsten würdest du rausmarschieren und den Mond anheulen und dir vielleicht das nächste Mädchen greifen, nur um mir zu beweisen, dass ich mich irre, hm? Aber soll ich dir was sagen, Junge? In Wahrheit ist das einzig Besondere an dir, dass sie dich bis jetzt noch nicht geschnappt haben und dass die Aussichten für dich nicht schlecht sind, noch eine Weile auf freiem Fuß zu bleiben. Und zwar nicht, weil du so wahnsinnig schlau bist, wie du bestimmt denkst, sondern weil niemand die verfluchte Zeit oder Lust hat, dich zu jagen; weil sie Besseres zu tun haben, als Perverslingen hinterherzulaufen, auch wenn ich beim besten Willen nicht sagen kann, was sie unter was Besserem verstehen. Jedenfalls ist das meistens der Grund. Sie lassen dich in Ruhe, weil es niemanden besonders interessiert. Du bist einfach nicht die riesengroße Nummer, für die du dich hältst ...«

Er seufzte, kramte in der Mappe nach der Nummer, die laut Agent Martin dort irgendwo notiert war, und fand sie tatsächlich auf einem Zettel. Er warf noch einmal einen kurzen Blick auf die Fotos und die Unterlagen, um ganz sicherzugehen, dass er nicht irgendetwas Aufschlussreiches übersehen hatte, das ins Auge sprang. Er trank noch einen Schluck Wodka und ärgerte sich darüber, dass ihn bei den indirekten Drohungen des Polizisten eine böse Vorahnung und eine diffuse Angst gepackt hatten.

Wer ich wirklich bin?

Er seufzte seine Antwort: Ich bin, der ich bin.

Ein Experte für schreckliche Todesarten.

Mit der Hand, in der er das Glas hielt, winkte er in Richtung der drei Akten zu seinen Füßen müde ab.

»Vorhersehbar«, sagte er laut. »Ganz und gar vorhersehbar. Und vermutlich gleichzeitig ganz und gar unmöglich. Nichts

weiter als noch so ein kranker, anonymen Killer. Das wollen Sie sicher nicht hören, oder, Herr Polizist?«
Er lächelte und griff nach dem Telefon.

Agent Martin meldete sich beim zweiten Klingeln. »Clayton?«

»Ja.«

»Gut. Sie haben keine Zeit vergeudet. Haben Sie an Ihrem Telefon eine Videoverbindung?«

»Ja.«

»Gut, dann schalten Sie das verdammte Ding ein, damit ich Ihr Gesicht sehen kann.«

Jeffrey Clayton folgte der Aufforderung und knipste den Videomonitor an, stöpselte das Telefon ein und setzte sich gegenüber der Kamera in einen Sessel. »So besser?«

Auf dem Bildschirm erschien augenblicklich in perfekter Bildschärfe der Agent. Er saß auf der Ecke eines Betts in einem der Hotels im Zentrum der Stadt. Er hatte noch die Krawatte um, doch sein Jackett hing über einem Stuhl. Er trug außerdem seine Seitenwaffe.

»Also, was können Sie mir sagen?«

»Ein bisschen. Wahrscheinlich Dinge, die Sie schon wissen. Ich hab erst einen ersten flüchtigen Blick auf die Fotos und Dokumente geworfen.«

»Was sehen Sie, Professor?«

»Augenscheinlich derselbe Mann. Ziemlich offensichtlich schwingt in der Symbolik, wie er die Leichen plaziert hat, Religiöses mit. Was halten Sie von einem ehemaligen Priester? Einem früheren Messdiener vielleicht? Etwas in dieser Richtung.«

»Daran habe ich auch gedacht.«

Jeffrey kam noch eine Idee. »Oder ein Kunsthistoriker oder

sonst jemand, der mit sakraler Kunst zu tun hat. Wissen Sie, die Maler der Renaissance haben ihre Christusfiguren fast immer in genau dieser Pose dargestellt. Womöglich ein Maler, der Stimmen hört? Das wäre noch eine Möglichkeit.«

»Interessant.«

»Sehen Sie, Detective, sobald Sie den religiösen Ansatz hereinbringen, verfolgen Sie jeweils eine ganz spezifische Richtung. Oft ist man allerdings gut beraten, eher indirekt vorzugehen. Oder beides zusammenzudenken. Der ehemalige Messdiener, der als Erwachsener Kunsthistoriker wurde. Verstehen Sie, worauf ich hinaus will?«

»Ja, das leuchtet ein.«

Ein Gedanke blitzte auf, und er platzte heraus: »Ein Lehrer. Vielleicht ist es ein Lehrer.«

»Wieso?«

»Priester stehen eher auf junge Männer, und wir haben es mit Frauen zu tun. Vielleicht irgendetwas, das mir vertraut vorkommt, weiß auch nicht, flog mich gerade an.«

»Interessant«, wiederholte der Detective nach einer kurzen Pause, in der er die neuen Gesichtspunkte sondierte. »Ein Lehrer, sagen Sie?«

»Ja, nur so ein Gedanke. Was Konkreteres kann ich erst sagen, wenn ich mehr gesehen habe.«

»Fahren Sie fort.«

»Viel mehr habe ich noch nicht. Das Fehlen von Indizien für sexuellen Verkehr trotz sexueller Aktivität bestärkt mich in der Annahme, dass Religion unser Ansatzpunkt ist. Religion bringt allerlei Schuldkomplexe mit sich, und das ist vielleicht der Grund dafür, dass Ihr Mann es nicht zu Ende bringen kann. Es sei denn, er hätte es bereits zu einem früheren Zeitpunkt getan – was ich durchaus vermute.«

»*Unser* Mann.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

Der Agent schüttelte den Kopf. »Was haben Sie noch gesehen?«

»Er ist ein Souvenirjäger. Er hat bestimmt die Finger in einem Glas aufgehoben, immer in seiner Nähe, um seine Triumphe in der Erinnerung wiederaufleben zu lassen.«

»Ja, das denke ich auch.«

»Was hat er sonst noch abgeschnitten?«

»Wie?«

»Was noch, Agent Martin? Den Zeigefinger und was noch?«

»Sie sind schlau. Hab mit der Frage gerechnet. Ich sag's Ihnen später.«

Jeffrey seufzte. »Nicht nötig. Ich will's gar nicht wissen.« Er zögerte, bevor er fortfuhr: »Es waren Haare, nicht wahr? Eine Strähne vom Kopf und dann auch noch Schamhaar, stimmt's?«

Agent Martin verzog das Gesicht. »Beides richtig.«

»Aber er hat sie nicht verstümmelt, oder? Keine Schnittwunden an den Genitalien? Alles nur am Rumpf?«

»Ja, wieder richtig.«

»Das ist ein ungewöhnliches Verhaltensmuster. Nicht völlig unbekannt, aber ein bisschen außer der Reihe. Eine seltsame Art, seine Wut rauszulassen.«

»Das interessiert Sie?«, fragte der Agent.

»Nein«, erwiderte Jeffrey barsch. »Das interessiert mich nicht. Jedenfalls ist Ihr großes Problem, dass jedes Opfer offenbar woanders getötet und anschließend zu der Stelle geschafft wurde, an der es irgendwann gefunden werden musste. Folglich müssen Sie das Transportmittel finden. In den Berichten hab ich nichts über Fasern oder sonstiges sichergestelltes Material gefunden, das Rückschlüsse auf das Fahrzeug zulassen würde, in dem die Mädchen transportiert wurden.

Vielleicht hat der Kerl sie in ein Gummituch gewickelt. Oder er hat seinen Kofferraum mit einer Plastikplane ausgeschlagen. Drüben in Kalifornien gab es mal einen Mann, der das getan hat.«

»Ich erinnere mich an den Fall. Ich glaube, Sie haben recht. Was noch?«

»Auf den ersten Blick erscheint der Typ wie viele andere Mörder.«

»Auf den ersten Blick!«

»Na ja, Sie haben vermutlich einiges mehr an Informationen, die Sie für sich behalten haben. Mir ist aufgefallen, dass die Autopsieprotokolle und die Polizeiberichte ziemlich dürftig waren. Zum Beispiel legt das Fehlen der typischen Verteidigungswunden nahe, dass das Opfer bewusstlos war, als es missbraucht und ermordet wurde. Das ist ein zentrales Detail. Wie hat er sie bewusstlos gemacht? Ich finde keinen Vermerk, dass es ein Kopftrauma gab. Und auch andere Dinge, ich meine, es fehlt eine Identifizierung der jungen Frauen, jeder Hinweis auf Ort und Zeit der Verbrechen und auf die anschließenden Ermittlungen. Nicht mal eine Liste mit befragten Tatverdächtigen.«

»Nein. Sie haben recht, die habe ich Ihnen vorenthalten.«

»Nun ja, das war's dann auch mehr oder weniger. Tut mir leid, wenn ich nicht viel weiterhelfen konnte. Sie haben sich den weiten Weg gemacht, um letztlich nur Dinge zu erfahren, die Sie bereits wussten.«

»Sie stellen nicht die richtigen Fragen, Professor.«

»Ich habe keine Fragen, Agent Martin. Ich sehe, Sie haben ein Problem, und zwar eins, das sich nicht von selbst löst. Aber das war's, tut mir leid.«

»Der Groschen ist noch nicht gefallen, Professor, oder?«

»Welcher Groschen?«